

# In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 24.

Posen, den 29. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Herolder lachte bitter auf. „Du hast dich in mir getäuscht! Es lebt noch etwas Verstand in meinem Schädel. Ein kleines Lichtchen brennt noch! Und ich kapiere, daß du lügst!“

Bransen entgegnete leise: „Du brauchst nichts mehr zu sagen. Du hast recht, tausendmal recht! Wenn du noch etwas für mich tun willst, dann schweig. Sobald wir wieder an Land sind, werde ich gehen.“

Da brach Herolder in ein Gelächter aus, daß sein Gesicht blaurot wurde und er fast erstarrte. „Du willst gehen!?“ leuchtete er und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Wohin willst du denn gehen!? Haha, mein Junge, alles wiederholt sich im Leben, und es geht dir so, wie es mir erging: du willst wohl gehen, doch du weißt nicht, wohin!“

Bransen richtete sich auf und suchte mit den Augen in der Dunkelheit. Bevor er etwas sagen konnte, fuhr der Fischer fort: „Du brauchst dich nicht zu fürchten, Christian Bransen. Du bist ja bei dem alten Herolder gut aufgehoben. Aber es muß Klarheit sein. Siehst du: da ist ein Mensch, der plötzlich bei uns auftaucht und nicht mehr geht. Er setzt sich in eine Aneipe und läßt sich von einem alten Narrn eine alberne Geschichte erzählen. Der alte Narr aber wird sein Freund. Sie wohnen zusammen, sie fahren zusammen aufs Meer hinaus. Der alte Narr denkt sich: was ist das für ein seltsamer Vogel? Und er liest ein paar Zeitungen, in denen viel geschrieben steht. So sieht er, hört er, wer sein Freund ist. Und der alte Narr denkt: er ist ein Mensch, und er reicht ihm abermals die Hand.“

Ja, Herolder hatte sich erhoben und nahm die Hand des Freundes, die er bedeutsam drückte. „Du hast eine Frau umgebracht, Bransen, und ich weiß auch, warum du das getan hast. Ich verstehe dich und denke deshalb nicht schlechter von dir.“

„Wenn du mich verstehst,“ antwortete Bransen mit einer Beherrschung, die er in den letzten Wochen erworben hatte, „so sprich nicht mehr davon. Warum etwas aufrühren, was der Vergangenheit angehört?“

„Vergangenheit,“ unterbrach ihn Herolder mit einem schlauen Lächeln und betrachtete ihn mit einer besonderen Art von Genuß. „Nein, Gegenwart, Gegenwart! Liest du die Zeitungen nicht?“

„Ich habe ein paar deutsche Blätter gelesen.“

„Hast du den Steckbrief gesehen?“

„Ja.“

Herolder brach in ein plötzliches Poltern aus. „Und du sprichst von Vergangenheit, nicht wahr!? Oh, du Narr, wieviel Ähnlichkeit finde ich in dir mit mir selbst! Deine Vergangenheit ist bitterste Gegenwart!“

Herolder rannte zehn Minuten umher, bevor er sich wieder setzte. Seine Pfeife war ausgegangen, dennoch lag er erregt daran. Plötzlich war sein Aussehen ganz

und gar gewandelt. Seine Erregung war einer schwer erlängten Ruhe gewichen. Er hob dozierend den Zeigefinger, kniff das linke Auge zu und schüttelte mehrere Male den Kopf, genau wie vor zwanzig Jahren vor dem Richtertisch. „Wenn du aus dieser Gegenwart raus willst,“ begann er ein Plädoyer, „so gibt es für dich nur zwei Möglichkeiten: entweder du stellst dich freiwillig dem Staatsanwalt und läßt dich verurteilen, oder du springst ins Wasser und ersäufst!“

Bransen lachte so laut auf, daß es weit über das Meer klang. Auch Herolder verfiel in ein lang anhaltendes Gelächter, wobei er mit dem ganzen Körper hin und her wiegte und schwankte, dem Freund jedoch gerade in die Augen blickte. Schließlich kniff er die Augen zu und zwinkerte Bransen zu; ein vergnügter, schlauer Ausdruck huschte über sein Gesicht.

„Hast du deine Papiere da?“

„Ja, ich trage sie bei mir.“

„Zeig sie mal her.“

Bransen griff in die Brusttasche, wo er seinen Paß verwahrte.

Herolder studierte eine ganze Weile den Paß, wobei er alle Eintragungen leise vor sich hinsprach. Dann klappte er das Heft zusammen und riß es in zwei Teile; beide Teile warf er hierauf ins Meer.

„Ruhe sanft!“ schmunzelte er listig. „Christian Bransen, ich kondoliere dir! Da kämpfst du mit den Wellen, du schluckst Wasser, du sinkst, ja, niemand kann dich mehr retten, das Meer hat dich!“

Doch Bransen vermochte nicht zu lächeln. Er sah erschrocken um sich.

„Ich war ein guter Freund dieses Christian Bransen,“ lächelte der ehemalige Rechtsanwalt, „und kann beschwören, daß er vor meinen Augen ins Wasser gesprungen und ertrunken ist. Dieser Eid kann dir das Leben retten!“

Bransen sagte schlicht: „Ich danke dir für deine Freundschaft, aber Opfer will ich nicht.“

„Paß, mein junger Mann,“ schnitt ihm Herolder das Wort ab. „Hier handelt es sich nicht um Freundschaft, hier handelt es sich um ein anderes Ding. Wenn du das verstehen kannst: ich will dir helfen, um zu sehen, was aus mir geworden wäre, wenn ich gehandelt hätte, wie du jetzt handeln sollst!“

„Wie soll ich handeln?“ fragte Bransen.

„Daß dir die Haare scheren! Schlüpf in eine neue Haut! Ich will dir einen andern Paß und einen andern Namen verschaffen.“

Als es Tag wurde und die Sonnenstrahlen wie flüssiges Metall ins Meer rannen, da weckte die beiden eine so brutale Glut, daß sie sich das Zeug vom Leib rissen und mit nackten Oberkörpern ihrer Arbeit nachgingen. Obwohl jeder seine Gedanken hatte, sprachen sie von nichts anderem als von den Fischen.

„Die Scampi sind über Nacht gekommen,“ rief der Fischer und holte eins der Netze ein. In der Tat, Scharen von Scampi hatten sich in das Netz verirrt und schnappten mit aufgeschwollenen Kiemen nach Luft. Der Fang war so groß, daß ihre Körbe nicht genügten und sie die Fische in der Kajüte verstauen mußten. Es gab den



ganzen Tag über eine Seidenarbeit; jedes der Netze barg eine gewaltige Last, und erst gegen Mittag waren sie so weit, daß sie alle Netze entleert und wieder ins Meer geschleudert hatten.

Während der letzten Wochen war aus dem einsamen Denker Bransen ein regelrechter Fischer geworden; er hatte die Kniffe schnell erlernt und bediente sein Netz mit großer Sorgfalt. Ja, das war jedesmal eine Freude, wenn sein Netz mehr barg als das des Freundes! Bransens Körper hatte sich gestrafft und war braun gebrannt, seine Lungen waren vollgepumpt mit frischer Luft. Die Zeit verging unheimlich schnell oder stand ganz still; es gab in diesem Leben keine Überraschungen und keine Hoffnungen; er dachte selten an seine Probleme. Er fühlte sich außerordentlich wohl und wartete nur im Unterbewußtsein auf ein Erwachen aus diesem gefährlichen Schlaf.

Der märchenhafte Himmel, die strahlende, stimmende Luft, die Nächte hatten ihn verzaubert, und der Zauber hielt an. Mitten im heulenden, schreienden Meer gewahrte er etwas Sonderbares. Er dachte gerade an die letzte Nacht und an die sonderbare Aussprache mit dem Freund, dessen Vorhaben er nicht ganz begriff, als er in einer Welle ein nacktes Mädchen schwimmen sah. Die Welle bäumte sich und riß das Mädchen mit in die Höhe, im Niederfallen wurde sie ganz und gar mit Schaum bedeckt.

Die Schwimmende war von einer so großartigen, überschwenglichen Schönheit, daß er minutenlang glaubte, er träume. Zwei Arme teilten das Meer auseinander, und ein Kopf lugte aus dem Wasser heraus. Die Wellen stürzten über sie hinweg, und sie schüttelte den Kopf, so daß das Wasser von ihr spritzte. Weit und breit war aber weder ein Schiff noch Ufer zu sehen, und es war rätselhaft, wie hier ein junges Mädchen im Meer schwimmen konnte. Bransen rief den Fischer.

Herolder legte die Hände um die Augen und sah gegen die Sonne. „Oh, das ist Rafaella!“ brüllte er begeistert und schwenkte sein Taschentuch in der Luft.

Rafaella wurde von einer Welle dicht an das Boot herangebracht. Lachend schwamm sie um den Kahn herum und suchte nach einem Tau, an das sie sich anklammern konnte. Sie machte zuweilen einen „Trip“ mit ihrer „Jacht“; dann sprang sie irgendwo ins Wasser und schwamm auf das bekannte braune Segel zu, um den Fischer zu besuchen. Herolder setzte dies dem erstaunten Freund auseinander, während Rafaella behende ins Boot kletterte. Rafaella klatschte sich auf die nassen Schenkel und schüttelte sich in der Sonne.

„Guten Tag, Samba!“ begrüßte sie den Fischer und schüttelte ihm kameradschaftlich die Hand. „Nannina ist auch mit; wir treiben uns eine Woche hier herum, und da packt mich die Sehnsucht und das Wasser! Samba, ich habe Hunger!“

„Wenn du Hunger hast, mußt du essen,“ lachte Herolder und gab ihr einen derben Klaps auf die Schulter. „Rafaella, es sind Scampi und Aale da, du kannst auch Chianti bekommen!“

Bransen stand etwas abseits und bemühte sich, das hastig gesprochene Italienisch zu verstehen. Er sah die dem Meere Entfiegene noch immer mit erstaunten Augen an. Das Wasser rann an ihr hinunter, und ihr schöner Körper dampfte förmlich in der Sonnenglut. Sie trug nur ein kurzes Trikot, das ihre Formen noch mehr hervorhob: sie war eine üppige, glutäugige und schwarzhaarige Schönheit; ihr Gesicht, ihre Arme und Beine waren gleichmäßig braun gebrannt. Sie war in ihren lebhaften Gesten so derb und natürlich und von einer so vollendeten Schamlosigkeit in der Darbietung ihrer weiblichen Attribute, daß man sie mehr als Kamerad denn als Weib nehmen mußte, um ihr ohne heiße Wünsche in die Augen sehen zu können.

Rafaella setzte sich auf den Rand des Bootes und streckte die Beine weit von sich: lichernd erzählte sie

„Samba“, daß sie eine halbe Stunde geschwommen sei, bevor sie sein Boot entdeckt habe. Plötzlich bemerkte sie Bransen und brach ab; ihr Gesicht wurde ganz rot, obwohl sie, um ihre Überraschung zu verbergen, laut lachte. Sie schüttelte den Kopf, und ihre langen, schwarzen Haare flogen über ihre Brust und klebten ihren Leib in ein glänzendes Gewand.

„Samba, du bist nicht allein!“ rief sie aus und blinzelte durch ihre langen Wimpern zu dem Fremden hin.

Herolder nahm den Freund unter den Arm und blickte ihm eine Sekunde lang mit einem stummen, bedeutenden Gedanken in die Augen. Er hatte in diesem Augenblick das gleiche, sonderbar sinnende Aussehen wie in der Nacht. „Rafaella,“ sagte er dann in seinem sonderbaren Ernst. „Dies ist mein Sohn.“

Rafaella schlug die Hände zusammen. „Dein Sohn, Samba?“ Ihr war die Geschichte des Fischers wie den meisten der Stadt bekannt, doch sie hatte nie etwas von einem Sohn gehört. Sie streckte Bransen freundlich die Hand hin und wünschte ihm „Guten Tag“.

„Guten Tag,“ erwiderte Bransen. Es waren fast die einzigen Worte, die er italienisch sprechen konnte.

Herolder sagte ein paar erklärende Worte, und Rafaella verstand. „Es ist ein Roman!“ rief sie strahlend. „Doch viel schöner! Ich freue mich sehr, Samba!“

Nach wenigen Minuten schon war Rafaellas Körper vollkommen getrocknet, und sie, das blühende Leben aus Fleisch und Blut, sprach abermals von ihrem Hunger.

Herolder schleppte einen Spiritustocher und einen Topf herbei, den er mit Wasser füllte. Bald schwammen ein paar Prachtexemplare von Scampi in dem brodelnden Wasser, und es gab auf hoher See ein „Lunch“, das sich sehen lassen konnte. Die Chiantiflasche kreiste von Mund zu Mund, und Rafaella trank lachend auf Vater und Sohn!

Bransen war im Herzen tief gerührt über die Freundschaft des Sonderlings, der sich schüchtern vor ihn stellte. Ja, er wünschte ganz ernstlich, wirklich sein Sohn zu sein und daß dies Leben sich nicht ändern möge; er hatte kein Verlangen mehr danach, Weltgehege umzustürzen. Es war sehr schön, Meerluft zu atmen und dies nackte, schöne Mädchen zu betrachten. Er war bestürzt, und es tat ihm leid, als sich Rafaella frühzeitig verabschiedete.

Rafaella strich sich mit einer entschlossenen Geste über die Lenden und sprang kopfüber ins Wasser. Sie legte sich auf den Rücken und winkte so lange, bis sie die Wellen abgetrieben hatten.

„Ein Teufelskerl!“ schmunzelte der Fischer und zwinkerte Bransen zu, der ihr lange nachsah. Im Laufe des Nachmittags erkundigte er sich nach ihr und hörte ihre Geschichte.

Rafaella war die Witwe eines Fischers, der vor drei Jahren ums Leben gekommen war. Damals war sie achtzehn Jahre alt, und ihre Jugend half ihr rasch über das traurige Geschick hinweg. Sie lebte keineswegs im Wohlstand, doch in guten Verhältnissen; sie stieg für eine Spitzenfabrik wie alle Frauen Chioggias. Nebenbei gehörte sie zu dem Stammpublikum eines kleinen Kinos; denn sie hatte Gefallen an allen bewegten und romantischen Dingen. Sie schwärmte! Sie fuhr mit ihrer Freundin aufs Meer und ließ sich tagelang in der Sonne schmoren. Herolder fügte lächelnd hinzu, daß sich die gesamte Männlichkeit der Fischerstadt um sie rief.

Es gab wieder eine erfolgreiche Nacht: die Scampi hatten es geradezu auf die Netze Herolders abgesehen. Die Freunde arbeiteten stundenlang, bevor sie den Fang bewältigten. Dann warfen sie die Kleider ab; wie gestern Rafaella, so sprangen heute sie ins Meer und schwammen einem kleinen Punkt entgegen, der mit jedem Stoß wuchs und sich als Rafaellas „Jacht“ entpuppte.

(Fortsetzung folgt).



# 

Von D. G. Schumacher.

In den ältesten Zeiten stellte der Familienverband seinen Bedarf an Kleidung und Gegenständen aller Art selber her, und so sammelte sich nach geraumer Zeit ein kleiner Ueberschuß an Gegenständen an, die man vorteilhaft gegen andere, hier nicht vorhandene, vergeben konnte.

Aus solchem Tausch erwuchs das Marktwesen.

Marktplätze bildeten sich dort heraus, wo die Leute aus verschiedenen Sippen, Gauen, Völkerschaften sich leicht begegnen konnten, um ihre überschüssigen Erzeugnisse auszutauschen. Solche Begegnungen mögen am Anfang zufälliger Art gewesen sein; man wußte ja noch nicht, was der Fernwohnende herstellte, und ob er davon abzugeben geneigt war.

Dann erkannte man beiderseitig bald den Vorteil, Dinge, die man besonders gut und schnell herstellen konnte, herzugeben gegen Dinge, die man selbst nicht anfertigen konnte, weil zum Beispiel die nötigen Rohstoffe hier nicht erreichbar waren. Eine jede Sippe hatte wohl bald ihre Besonderheit; der oder jener in ihr besaß eine bestimmte Fertigkeit. Auch Produkte ihrer Gegend, ihres Bodens oder Gewässers fanden anderswo freudige Aufnahme: Fische, Muschelschmid, Bernstein, Kornarten, Metalle, Nephrit, Hörner, Wolle, Seiden u. a. m. Jener dagegen brachte dauerhafte Topfwaren, Gewandnadeln, Flechtwerk, Gewebe, Holzgerät, Sattelzeug, Waffen oder Schuhwerk daher.

Es wurden an vielbegangenen Fahrwegen, zwischen Wäldern und Sümpfen endlich bestimmte, schon allgemein bekannte Treffpunkte und Tage ausgerufen; die Plätze mußten an Wegkreuzungen liegen, bei ebenem Gelände, wohin Leute aus verschiedenen Richtungen Zugang hatten und wo durch aufgestellte, bewaffnete Wächter und Markthüter Schutz vor Uebersällen und Fäulden gewährt war. Sehr oft wurden Orte alter Gerichtsbarkeit oder heidnische Opferstätten zu Warenniederlagen ausgerufen, da die Stätten bereits Achtung und Ansehen genossen und unsichere Leute sich scheuten, den Frieden der wohlgeschützten geheiligten Stätte zu stören. Wer nun irgend welche Erzeugnisse oder Erträge gespart hatte, ging damit zur Marktplatz. Der Marktag wurde so gewählt, daß kein großer und allgemeiner Opfertag darauf fiel. Mit der Zeit wurde der Marktag ein rechter weltlicher Feiertag für die einfachen, rauhen Gau-Anwohner; wo so viele Leute zusammenkamen, gab es viel Neues zu sehen und zu hören — an Waren, an Frauen, an allerlei Volk, das lustig und guter Dinge war, da es leichten Verdienst und neue Habe erhoffte. Gefangene, landfremde Leute wurden gegen Gaustiere hergegeben; junge Mädchen, daheim überzählig und widerspenstig, fanden hier auch Werber und Abnehmer.

Die alten Straßen gingen durch ungeheure Wälder, an Sümpfen und Mooren dahin, über seichte Flußstellen, die oft lange gesucht werden mußten.

Viele Tage, ja wochenlang, waren Leute mit ihren Waren und Tieren unterwegs, und es drohten ihnen zahllose Gefahren. Man mußte den Göttern Dank erzeigen, wenn man mit heiler Haut und neuen, erwünschten Dingen endlich wieder daheim war.

Der Anblick neuer, blendender Dinge rief neue Bedürfnisse hervor. Wohl denen, die in der Nähe einer Marktplatz siedelten: sie brauchten keine Gelegenheit zu vorteilhaftem Tausch vorbeizugehen zu lassen.

Nicht ein jeder aber wurde zur Marktplatz zugelassen: Uebelbeleumdete, bestrafte Personen hatten fernzubleiben. Es wurde auf strenge Ordnung gesehen, und jeder sollte auf dem einmal zugewiesenen Platz verharren, da es leicht zu Zank und Schlägerei kam. Viele erwarben das Recht, sich noch eine Wohnhütte neben der Marktplatz zu errichten, um einige Tage oder Wochen bleiben zu können und ihre wertvollen „Auslagen“ bewachen zu können. Ihre Leute besorgten ihnen das Herbeischaffen neuer Waren, wenn der Vorrat zu Ende ging; so entstanden die ersten Häuslein am Marktplatz. Dieser war zu Markttagen von Wagenburgen und (zuerst sehr leichten) Gütern, die mit der Zeit erneuert und jedesmal wieder besser ausgebaut wurden, in dem Maße, wie ihr Eigentümer es zu Geld brachte, bedeckt. Seit ältesten Tagen aber war unsern des Marktes entweder die von alten Bäumen und Steinsetzungen umgebene Marktplatz oder auch der eingefriedete Opferplatz, oder beides. Daß hier auch Markt gehalten wurde, bezeichnete ein hölzernes Kreuz, das bald hier und da menschliche Formen erhielt. Dies waren die Holandsbilder. An Stelle der heidnischen Opferplätze traten Kapellen, Klöster, hölzerne, später steinerne Kirchen, und um diese scharten sich Wohnstätten, die dann den Kreis um den Marktplatz schlossen. Der älteste Stadtkern der Städte zeigt sich zumeist noch im (alten) Marktplatz an. Auch an den Furten der Flüsse bildeten sich Warenablager dadurch heraus, daß daherkommende Leute den anwohnenden Fischern ihre Ware dafür anboten, falls sie an dieser Stelle die Ueberschüsse gestatteten oder ihnen vom Fischfang einen Anteil überlassen wollten. Die von diesseits und von jenseits des Wassers traten in friedlichen Tauschverkehr miteinander. Ein erster Holzsteg über den hier seichteren, mit Sandbänken durchsetzten Fluß wurde hinübergeschlagen. An seinen beiden Endpfeilern entwickelte sich im Kommen und Gehen das erste Marktleben.

So muß es sich zum Beispiel bei Oberföring an der Harz gestaltet haben. Ein Markttort wollte sich dort entwickeln, wo Vertreter des Freistädter Bischofs von den die dortige Furt oder Brücke kreuzenden Salzladungen den Zoll erhoben; allein zu dieser Fortentwicklung kam es nicht, denn der Föhringer Uebergang wurde

von dem vorübergehend „bei den Mönchen“ wohnenden Heinrich dem Löwen 1158 zerstört. Von da ab ging jede Salzladung und aller sonstiger Warenverkehr „bei den Mönchen“ über die Harz, wo sich unterhalb des Petersberges die Marktplatz herausbildete, während man das „Tal“ als älteste, frühzeitig bebaut, oft überschwemmte Zufahrtsstraße ansehen darf. Dieser Ueberschwemmungen wegen waren die ältesten Häuser am Tal auf Pfahlwerk erbaut. Hätte also Heinrich der Löwe den Verkehr über Föhring nicht unterbunden, so hätte dieses sich vielleicht zu einem großen Marktplatz und zur Hauptstadt Bayerns entwickelt.

Ähnlich zufällig erscheint die Entwicklung Berlins. Wir wissen, daß der erste Markgraf seine Burg nicht „to dem Berlin“, sondern zu Tangermünde an der Elbe gründete; einem kleinen Städtchen heute, aus dessen großzügiger Lage am breiten Elbflus mit seinen so ansehnlichen und reichen Burganlagen seine einstige, das heißt erstrebte Bedeutung erkennbar blieb. Indessen wurde dann nicht Tangermünde, vielmehr Berlin-Rölln die Hauptstadt der „Marken“, aus denen Preußen hervorging. Doch lange bevor Berlin in das Bild der Geschichte tritt, muß da die Furt an der dort flachen Spree gewesen sein und eine Marktablage von wendischen, vielleicht auch sächsischen, thüringischen und schlesischen Leuten. Die beiden ältesten Bezeichnungen „Rölln“ und „to dem Berlin“ waren sicherlich nur Benennungen auffälliger Punkte in der noch unbekannten Landschaft. So traten zwei anfänglich getrennte Anwesen hervor, wie sie in den ältesten Stadtplänen von Berlin-Rölln noch erkennbar waren.

Was da feilgehalten wurde, waren vor allem Fische. Einige Leute brachten Erzeugnisse vom Auslande, die sie selbst durch langwierigen Kettenaustausch erlangt hatten. Hierzu gehörte das sogenannte Hackfilber, geprägtes morgenländisches Geld, welches, in Stücken zerhackt, vom 9. Jahrhundert ab als Zahlungsmittel aufkam, da es das Morgenland in Massen herstellte.

Die ältesten, geschichtlich bekannten deutschen Marktplätze waren Bardowick, Lübeck, Hamburg, Bremen, Baderborn, Salzweil und Goslar; weiter südlich: Erfurt, Forchheim, Ulm, Augsburg, Breslau. Im Norden waren Wisby, Uppsala, Staboren und das sagenhafte Vineta früh genannt, wozu später noch Stockholm, Ropenhagen, Bergen kamen. Dies nur die hauptsächlichsten.

Bardowick, von dem heute nur ein ganz kleiner Marktflecken (nebst mehreren bedeutenden Kirchen darin) unweit von Lüneburg übrig geblieben ist, war schon zu heidnischen Zeiten der Mittelpunkt des norddeutschen Handels. Seine Glanzzeit fällt in das 9. bis 10. Jahrhundert, also in Zeiten, in denen die anderen genannten Städte zum Teil noch nicht vorhanden oder in den Anfängen ihrer Entwicklung waren. In Bardowick strömten wendische, friesische, langobardische, burgundische, ja auch byzantinische und morgenländische Kaufleute zusammen.

Das sich ringsumher mehr und mehr beseßigende Christentum und die wachsende Macht des Heinsabels förderten nicht das Weitergehen von Bardowick, welches — noch lange eine Hochburg des Heidentums — dem Heinrich dem Löwen einen solchen Trotz bezeugte, daß er es im Jahre 1189 gänzlich zerstören ließ. Damit waren im großen und ganzen auch die Zeiten des heidnischen Handelsverkehrs zwischen Friesen, Wenden und Südländern dahin — die Stämme standen sich als Feinde gegenüber: hier Christen, dort Heiden!

Neue, auf christlicher Grundlage ruhende Marktwesen entstanden in Bremen, Lübeck, Hamburg usw.

Goslar, ein sehr reicher Ort des Mittelalters, bestand seit 920, nachdem es wohl schon vorher den Tauschhandel mit Silber und wohl auch Mineralien gepflegt hatte. Hamburg vereinte als „Hammaburg“, noch früher als Goslar vielleicht, den Handel von Friesland, Friesland und dem damals noch ausgedehnten Hespaland mit dem aus Süden und Osten. Bremen war der erste Mittelpunkt der zum Heidentum hängenden Friesen, von denen dann, teils durch Sturmfluten, teils durch Ausrottung heidnischer Sippen — wie die der Stedinger —, große Volkssteile zugrunde gingen.

Die heute so kleinen, in ihren schönen gotischen Kirchen und Einzelbauten von reicher Vorzeit erzählenden Orte Stendal, Gardelegen und Salzweil wurden, den Chroniken nach, von morgenländischen Reisenden und Kaufleuten aufgesucht. Das gleiche gilt von Baderborn, das zum Mittelpunkt des äußerlich bekehrten Sachsentums wurde.

Erfurt war seit Bonifacius' Tagen der Markt der thüringischen Stämme und Wenden.

Breslau, das alte Wretislaw, vereinte den Handel Polens, Galiziens und hatte sehr alte und gute Handelswege nach allen Richtungen.

Ueber das heute wenig genannte Forchheim ging eine der größten Handelsstraßen von Süden nach Norden.

Ein Gegenstück zu Bardowick lag an der Ostsee. Das Vineta der Sage, von dem angeblich noch die Trümmer im Meere sein sollen. Das Bestehen eines großen Handelsplatzes namens Jumnö oder lateinisch Jumaneta auf der Insel Wollin oder unweit davon ist in vielen Urkunden, Annalen und Berichten bezeugt. Der Namensbildung Vineta liegt sicherlich eine mißverständliche Abschrift des Wortes Jumneta zugrunde. Wie Bardowicks Handel sich später auf die Freistädte bezog, so ging Jumnetas Handel auf Wisby, Ropenhagen und andere Plätze des Nordens über. Die aufblühende Hanse schuf neue Zentren. Aber auch diese versielen zum Teil bald wieder. Wisby verlor seine Bedeutung durch die Eroberung König Waldemars von Dänemark, die Auslandsplätze der Hanse mußten aufgegeben werden. — Nichts blieb beständig — als der Wechsel.



## Die Insel Man, ein Gefilde der Seligen.

Man kennt sie ihrer Raken wegen, die stummelschwänzig und mit besonders dickem Pelz ausgerüstet sind, — die Raken von der Insel Man, diesem 53 Kilometer langen und an seiner breitesten Stelle 19 Kilometer breiten Inselchen, das friedlich mitten in der Irischen See liegt, ein Teil des Britischen Reiches ist und doch seit vielen hundert Jahren Selbstverwaltung hat. Von den Höhen der Insel kann man bei klarem Wetter die schottischen und irischen Berge sehen, so nahe liegt sie dem Mutterlande. Eine Perle der Schönheit ist sie mit reich wechselnder Landschaft und einem so milden Klima, daß die Fuchsin dort wild in Heiden wachsen wie bei uns die Himbeeren oder Brombeeren. Schlangen und giftiges Gewürm gibt es nicht auf der Insel, denn die Legende erzählt, daß der heilige Patric auf dies Ungeheuer verjagt hat, — wie man das gleiche auch von Irland erzählt, mit dem ja landschaftlich große Ähnlichkeiten vorhanden sind.

Glücklich und zufrieden leben die 50 000 Bewohner dieser schönen kleinen Insel, und seit etwa hundert Jahren hat sich dort gewissermaßen eine Mustergeellschaft ausgebildet, die gut als Beispiel hingestellt werden kann. Das Land ist nicht in wenige große Besitzungen aufgeteilt, sondern gehört Bauern, die alle nur eben wohlhabend zu nennen sind und von denen keiner sich wesentlich über den anderen erhebt. Soziale Fragen gibt es nicht. Eine Gefahr bilden nur die Sommerfrischler, die die Insel überfluten und die meist — wir erleben das an unseren deutschen Küstenorten — die Moral der Einwohner in mancher Beziehung untergraben.

Die ursprünglichen Einwohner waren Kelten, nahe mit den Iren verwandt, und noch heute sprechen gewisse Teile der Bevölkerung eine eigene Sprache, die jedoch im Aussterben ist. Auf der Insel finden sich mancherlei Ueberreste aus der Wikingerzeit, so Runenschriften aus dem elften Jahrhundert, die bezeichnenderweise in christliche Kreuze eingegraben und mit Wibern von den alten Göttern und Asen ausgestattet sind. Das sind Erinnerungen an eine Uebergangszeit, als das Christentum noch nicht innerlich Wurzel gefaßt hatte. Die verschiedensten Häuptlinge herrschten auf der Insel, nannten sich „König von Man“ und mußten schwere Kämpfe bestehen, um ihre Insel vor Eroberungsgelüsten Fremder zu schützen. Als schließlich die Insel unter englische Herrschaft kam, wurden die Zeiten weniger stürmisch, und die Bevölkerung konnte ihrer inneren Entwicklung leben, da sie äußerlich Ruhe bekam. Ein Gouverneur ist der Vertreter der Krone, ihm zur Seite steht eine aus zwei Kammern bestehende gesetzgebende Versammlung, in Oberhaus und Unterhaus geteilt, doch ist diese Versammlung uralt, viel älter als das Parlament in Westminster, — sie kann ihre Existenz bis in die Wikingerzeit zurückführen. Diese Versammlung tagt heute in der größten Stadt der Insel Man, in Douglas, die alte Hauptstadt aber ist Peel an der Westküste. Nicht weit von dieser alten Hauptstadt liegt ein Hügel, der unverkennbar von Menschenhänden aufgeführt ist, etwa 240 Fuß im Umkreis, mit vier Absätzen, eine Art nordischer Pyramide. Hier wurde nach alter Sitte einstmalig der „Thing“ abgehalten. Kein Gesetz hatte Geltung im Lande, das nicht von dieser Anhöhe öffentlich verkündet wurde. Und so ist es noch heute. Wenn im Parlament in Westminster heutzutage ein Gesetz durchgebracht wird und es nicht ausdrücklich die Insel Man erwähnt hat es keine Gültigkeit auf der Insel. Insofern sind die Leute von Man Selbstherrscher geblieben. Wenige Schritte von der Anhöhe liegt eine kleine Kirche, in der sich alljährlich am Johannisstage der Gouverneur mit den Angehörigen der beiden Kammern versammelt, um nach feierlichem Gottesdienst, begleitet von Soldaten, nach der alten Thinghöhe zu ziehen. Der Gouverneur nimmt oben auf der Anhöhe Platz, den Blick gen Osten gewendet, ein gezogenes Schwert vor sich. Dann ruft er mit lauter Stimme: „Ich überlege diesen Thing im Namen unseres Herrn Königs, so daß niemand Raub hervorruft oder die Versammlung stört, sondern alle ihren Beifall kundgeben und antworten, wenn sie aufgerufen werden.“ Darauf werden alle im Laufe des Jahres angenommenen Gesetze verlesen.

Jahraufende alte nordische Sitte ist hier noch heute lebendig, und wer es irgend ermöglichen kann, sollte es sich nicht nehmen lassen, einmal einen Abstecher nach dieser seltsamsten aller Inseln zu machen, die wir in Reichweite haben.

## Auslandsbriefe.

### Wolkenbildung und Damenmode.

(a) Newyork. Daß das Wetter einen großen Einfluß auf alles das hat, was eine Dame von Welt anzieht, ist nichts Neues. Daß aber auch die Wolkenform mit der Mode etwas zu tun haben soll, ist bis dato nicht bekannt gewesen. Hierüber wurde jetzt Chicago belehrt, und zwar von niemand anders als von dem rühmlichst bekannten Pariser Modediktator Lucien Delong, der vor wenigen Monden erst die frühere Prinzessin Mathilde, Tochter des russischen Großfürsten Paul, zum Altar führte. Er weiß jetzt mit seiner jungen Gattin in Amerika und unterrichtet in Vorträgen die Weiblichkeit der Chicagoer „upper ten“ darüber, was „man“ anzieht und was nicht. Vor einigen Tagen nun erzählte er, die moderne Frau müßte sich auch nach der verschiedenartigen Bedeckung des Himmels richten und dabei besonders auf Kontraste achten. So paßte zum Beispiel zu Cumulus-Wolken kein Spitzenbesatz, wenn Schärchen-Wolken rote Dämmerungstrahlen zur Erde senden, müßte das Rouge der Lippen zarter sein u. dgl. mehr. Die Folge dieser Lehren ist ein weiblicher

man auf die Wetterwarten, die Sender des Staates Michigan erwägen eine entsprechende Vermehrung und Vereicherungs des Wetterdienstes — und wünschen Monsieur Lucien Delong dahin, wo das Pfeffergewürz am besten gedeiht.

### Kurznamen sind Trumpf.

(f) London. Kürzlich wurde in der alten ehrwürdigen St. Pauls-Kathedrale ein chinesisches Mädchen getauft, dessen Vater auf den durch seine Kürze zeitgemäßen Namen Ma hört. Aber englische Blätter wollten nicht gelten lassen, daß ein Chinamann durch irgend etwas, und sei es auch nur durch seinen Namen, Engländer übertrumpfen könnte und ruhten nicht eher, als bis sie herausfanden, daß sich am Grays Inn Road in London ein gutgehendes Galanteriewarengeschäft befände, dessen Inhaber einfach Mr. S. Be hieß, wobei Be, sprich Bi, angeblich kürzer als Ma sein soll. Nun meldete sich jedoch das Dominium Kanada und erinnerte daran, daß Ottawa von Colonel By gegründet worden, Australien, nicht faul, wies nach, in Melbourne erfreue sich der Handelsmann John By besser Gesundheit, und endlich kam aus den Vereinigten Staaten die Nachricht, eine der ältesten Familien der Union hieß schlechtweg C. — Und, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, muß, zu seiner Schande sei's gesagt, das Angelsächsentum erfahren, daß die Siegespalme im Kampf um die Kürze der Namen Frankreich gebührt. In einer Seitenstraße, unweit des Boulevard des Italiens in Paris, befindet sich nämlich eine Weinhandlung, die, die Feder sträubt sich, es zu schreiben, der Mme. O gehört, O, einfach O — und Trauer zieht durch die Länder englischer Zunge.

### Tannu Tuwa, die Alkoholrepublik.

(n) Moskau. Wer kann heute mit gutem Gewissen behaupten, er kenne die politischen Zustände in China, wüßte genau zu unterscheiden zwischen Freund und Feind und könne die Grenzen des Machtbereichs der einzelnen Generale angeben? — Wohl wenige. Noch weniger weiß man aber über das Entstehen und Vergehen der Anzahl von „Republiken“ im äußersten Osten Eurasiens, von dem uns kaum je der Draht Nachricht gibt. Einer dieser „Staaten“ ist die Republik Tannu Tuwa zwischen Sibirien und der Mongolei am Oberlauf des Jenessej, früher Urjan-chag genannt, ein ewiger Pantapfel zwischen China und Rußland. Als sich nun die Mongolei für unabhängig erklärte, fühlte sich der Stamm der Tannu Tuwa im Urjan-chag völlig verlassen und proklamierte seinerseits die „Selbständigkeit“. Man schickte „diplomatische Vertreter“ nach Peking und Moskau und die Republik Tannu Tuwa war fertig. Er ist nicht groß, dieser Freistaat, denn selbst die Sajoten, zu denen die Tannu Tuwa gehören, zählen nicht mehr als 8000 Seelen. Jetzt ist eine Kommission, die zweite bereits, aus diesem Gebiet nach Moskau zurückgekehrt, und hat die Lebensweise der „Republikaner“ beschrieben. Die Tannu Tuwa sind faul, faul wie die Sünde, glauben auch nicht an Mohammed wie die ihnen stammbewandten Kirgisen, sondern sind Lamaisten, aber solche barbarischer Art. Vor allem beien sie aber zum Gott des Alkohols und statt eines Hausaltars steht in jeder Hütte an bevorzugter Stelle eine kleine private Schnapsbrennerei. Es sind schon schlimme Leute, die Bewohner der Republik Tannu Tuwa.

## Aus aller Welt.

Eine Wilhelm-Busch-Straße in Wien. Die Stadt Wien beschloß, eine Straße in Döbling nach Wilhelm Busch zu benennen. Die Erläuterungstafel der Straßenbezeichnung trägt den Text: Wilhelm Busch, 1832 bis 1908. Der deutsche Humorist als Dichter und Zeichner.

Errichtung eines Schubert-Museums. Die Stadt Wien beschloß, das Sterbehause von Franz Schubert in der Kettenbrückengasse in Wien käuflich zu erwerben. Die Stadt Wien will das Haus in ein großes Schubert-Museum umwandeln. Das Museum soll im Rahmen der offiziellen Hundertjahr-Festlichkeiten eröffnet werden.

Die beste neue italienische Oper. Das italienische Kultusministerium hat einen Preis von 50 000 Lire für die beste neue italienische Oper ausgesetzt. Die Entscheidung bei dem Wettbewerb hatten die verschiedenen Opernbühnen Italiens unter sich. Den ersten Preis erhielt Felice Battaglia (Vercella) für seine musikalische Tragödie „Don Giovanni“. In die engere Wahl waren 13 Opern gekommen.

## fröhliche Ecke.

Das Ueberbein. Die Frau Gusti Susemilch bekam eine kleine Erhebung am Handgelenk, eine mächtig harte, aber scharf abgegrenzte Leiste. Der Hausarzt wohnte gleich nebenan und war rasch zur Stelle. Im Beisein des kleinen Guido untersuchte er das Handgelenk der Mama und diagnostizierte „Ueberbein“. Da holt Guido, der aufmerksam zugehört hat, sein Schauteisepferd herbei, auf dessen Apfelschimmelrücken eine Holzklante hervorsteht, und sagt: „Gelt, Onkel Doktor, und dies ist ein Ueberbein!“

Der dankbare Weinbändler. „Wie soll ich es Ihnen vergelten, daß Sie mir das Leben gerettet haben?“ — „Geben Sie mir, bitte, eine Flasche Rotwein für meine kranke Frau.“ — „Mit tausend Freuden! Wollen Sie eine zu 3 oder 4 Mark?“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strya, Poznań.